Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 12

Artikel: Legende vom Jassen

Autor: Matutti

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636276

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nr. 12 31. Jahrgan

Die Berner Woche 1941 Bern, 22. März

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Legende vom Jassen

Von Mattuti

Bor Zeiten geschah es, daß man sich bei den obern Beiftern um die Entwicklung der Europäer, insbesondere aber um das der friegerischen Mitteleuropäer, und unter ihnen in erhöhtem Maße der Eidgenoffen, ernstlich forgte. Sankt Petrus hatte fest= gestellt, wie schön in den Köpfen die Überzeugung gewachsen war, jeder sei ein Kerl für sich, ein Eigener, eine Berfönlichkeit, nicht nur mehr ein Bestandteil der Berde, auf den es nicht antomme. Nein, das liebe Ich war in allen erwacht und verdichtete sich zum Kriftall, wie das in der Wachstumsgeschichte der Menschheit vorgesehen mar. Jeder gewann nach und nach ein eigenes Bewußtsein, jeder fing an, seine eigenen Gedanken zu haben und nicht mehr wie ein Schwamm alle fremden Gefühle und Einfälle aufzusaugen, so daß die ganze Gesellschaft das gleiche dachte und empfand. Mit einem Borte: Die Gefichter fingen an, fich voneinander zu unterscheiden, und wie die Gesichter ihren eigenen Charafter gewannen, so auch die Seelen.

Allein es gab eine gewisse Seite dieser Entwicklung, die Betrus nicht gefiel. "Seht an", sprach er, "diese Bersönlichkeiten benehmen sich, als seien sie allein auf der Welt, und jeder fängt an, dem lieben Nachbarn und Bruder nach dem Leben zu trachten! Sie schlagen einander tot, wo sie sich finden. Seit den Tagen Kains hat es auf Erden nichts Abnsiches mehr gegeben."

"Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht", antwortete der besondere Schutzeist der Eidgenossen, "beruht die Beobachtung, die uns Sankt Petrus mitteilt, auf einem kleinen Irrtum. Die herren Menschen, die sich so toll aufführen, sind ihrer Persönslicheit gar nicht so sicher. Wären sie das, müßten sie nicht so laut schreien und versuchen, sich selbst zu bestätigen. Und wenn sie wirkliche Seelen von eigenem Gepräge geworden wären, wenn wir sie als ausgewachsen Individualitäten betrachten könnten, würde jeder den andern neben sich dulden!"

"Habt ihr auch beobachtet", fragte der Schutzeist der gesamten mitteleuropäischen Bölfer, "weshalb sie sich am häusigsten umbringen? Es ist furios, aber ich habe mir eine Statistik angelegt und herausgefunden, daß es in mehr als der Hälfte aller Fälle geschieht, weil einer dem andern seine Meinung von der Welt oder seiner Sache beibringen will. Das ist etwas, worüber wir nachdenken müßten."

"Stimmt", antwortete der Schutzeist der Eidgenossen, "und nach meiner Ansicht bestätigt es vollauf meine Ansicht über die unvollkommene Entwicklung dieser Persönlichkeiten. Jeder will, daß der andere seine Meinung aufgebe und sich der seinen unterwerse. Das heißt, jeder hat Angst vor der eigenen Meinung des andern. Als sie noch eine Herbe waren, gab es keine eigenen Meinungen und folglich auch keine Angst, es könnte sich einer eine solche anschaffen. Mithin steht also sest, daß sie alle im Grunde noch unter dem Zwang des Herdenberens stehen und sich nach den alten Zuständen sehnen. Sie sind nicht mehr einersei Meinung, aber jeder, auch wenn er sich eine gut entwicklete eigene angeschafft hat, möchte, daß alle andern dersselben Meinung seien …"

Sankt Betrus strich sich den Bart. "Ich bewundere euren Scharffinn", sagte er. "Aber der hilft uns nichts. Ihr stellt Tat-

sachen sest, die sind. Wir sollten aber zur Hauptsache sprechen und darüber reden, was geschehen muß, um das übel des allgemeinen Totschlagens abzuschaffen. Die Leute sind ja in Staaten zusammengeschlossen ... wir haben gedacht, wenn sie ein Recht aufrichten und das Totschlagen bestrasen, dann müsse sich alles ändern. Statt dessen ziehen sie nun als Horden los und schlagen einander in Wassen tot. Und gewöhnen sich dabei ans Handwerf wie nie zuvor, und wenn sie wieder zu Hause sind, geht es fort wie bisher, allen Gesehen zum Troß. Wir müssen ihnen etwas geben, das sie von ihren wilden Angsten, nicht sicher auf eigenen Persönlichseitsssüßen zu stehen, ablenkt ..."

"Ein Spiel?" fragte ein fleiner Geist, der durch seine Wigigkeit bekannt war, mit listigen Augen.

"Ein Spiel?" brauste der Schutzeist der Eidgenossen auf. "Alle Spiele haben den Nachteil, daß sie reine Glücksschaukeln darstellen. Wir haben ihnen die Würfel gegeben ... laßt sie die Würfel werfen ... es kommen sechs Augen obenauf ... haben sie da Gelegenheit, zu denken, sie seien besondere Kerle, weil sie echs Augen geworfen haben? Ein ehrlicher Kerl wird sagen, daß dies nicht seiner Kunst zu verdanken sei, sondern einem Zufall. Es müßte schon ein Spiel sein, in welchem sich Glück und Intelligenz verbinden ..."

"Wir haben sie doch schwingen und ringen gelehrt", sagte Sankt Petrus. "Die Sieger im Ringen und Schwingen haben doch mit Recht die Überzeugung, daß sie aus eigenen, besondern Kräften die andern unter sich gebracht haben ... und wenn einer den andern auf den Rücken wirst, braucht er ihn nicht umzubringen. Es ist ein schöner Ersat für ihre böse Übung, oder nicht?"

Der Eidgenosse schüttelte den Kopf. "Auch förperliche Kräfte sind eigentlich Glücksfälle. Es kann sich einer nicht einbilden, einen Gegner besiegt zu haben, weil er einen bessern Kopf mitgebracht. Abgesehen von irgendwelchen Kniffen ..."

Bei diesen Worten trat der kleine, listige Geist vor und sagte: "Ich habe mir erlaubt, vorzuschaffen und ein neues Spiel mitzubringen ... wir können es einen der Soldaten ersinden sassen. dann wird es sich langsam einbürgern. Seht ... hier sind sechsunddreißig Karten, und am besten ist, wir versuchen einmal, eine Partie zu vieren zu spielen ..."

Und er erflärte, wie die Karten gemischt würden. "Im Mischen waltet das blinde Glück, oder die Fügung unbekannter Mächte", sagte er. "Aber im Ausspielen der Karten woltet die Gescheitheit im eigenen Kopse. Wenn einer seine Karten mit guter überlegung ausspielt und gewinnt, darf er den Sieg wenigstens zu einem Teil seiner eigenen Intelligenz zuschreiben. Und hat die Befriedigung, nach welcher er sich sehnt. Und weiß dabei doch, daß die Wischung von Mächten stammt, die über ihm sind. Und damit hat er ein Bild der Wirslickseit, wie es nicht schöner sein könnte. Spiel mit Karten, die er nie selber mischt und verteilt ... aber auch Spiel mit dem Einsat eigener Intelligenz ... Spielen wir einmal!"

Und so spielten sie denn die erste Partie ...